

(Nachdruck verboten.)

81

## Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Einigemal kam Klara auch mit Eva's Freundinnen zusammen, aber die verstanden sie nicht. Ersten war sie höchst mäßig gekleidet und dem famosen Bruder nicht im geringsten ähnlich, und zweitens war sie langweilig. Sie wußte ja nichts, kannte ja nichts — weder die Oper, noch Herrn Rainz als Romeo, noch den neuesten Roman von Bourget, noch sonst was. Selbst Billi, die ein gutes Herz hatte, fand den „Stod“ schrecklich. Eva war durch diese Beurtheilung sachverständiger Damen einigermaßen in ihrer Eitelkeit gekränkt, und nicht immer konnte sie diese Stimmung der armen Klara gegenüber ganz meistern.

Die Geheimrätthin war in dieser Zeit sehr thätig. Die v. Böcks, deren in Berlin drei lebten (der Rentier, der General a. D. und der Chemiker), hielten Familierrath und thaten die Geheimrätthin jetzt endgiltig in den großen Bann. Dieselbe hatte die Verlobung quasi sanktionirt und war durch ihr stets präventives und ganz unangenehmes Wesen obnehin den v. Böcks ein Dorn im Auge. Natürlich brachte dieser Bann die arme Frau zuerst ganz aus der Fassung, ihre Thatkraft aber wuchs damit ins Große. Klaus hatte keine ruhige Stunde mehr. Verleugnen konnte er sich nicht lassen, da er ja das Zimmer hüten mußte. Ging draußen die Klingel, und wäre es um Mitternacht gewesen, so fuhr er zusammen und erblaßte, durchaus mit Grund. Oft schlug die Stimmung der Mama um, und sie fand meinent die Welt grau und alle Mütter kläglich bedauernswerth. Einige Mal versuchte sie, nach schrecklichen Ausfällen gegen Abraham und den Justizrath, auch gegen Eva eine Attade zu reiten, aber das Gefühl der Ritterlichkeit brachte in solchen Fällen Klaus gewaltig in Harnisch. Er rebete sich dann in solchen Zorn hinein und vertheidigte seine Brant so mannhaft, daß er eine wundervolle Hochachtung vor sich selbst bekam. Daß ein Kavaler in seiner Lage, der ein Mädchen ohne „Familie“ und Geld heirathen und sich damit geradeaus ins Verderben jagen will, daß ein solcher Mann jedes beleidigende Wort von diesem Mädchen ohne Familie und Geld mit Emphase abwehrt, faktisch, das ist außerordentlich und groß gedacht. Er kam dann in eine gehobene Stimmung, und seine Mutter, die viel klüger war als sie ausah und diese hohlen Vertheidigungsreden recht wohl durchschaute, gab sich ebenfalls gerührt und bedauerte diese arme Eva, die es „wohl verdient hätte, in einer besseren Familie geboren zu sein“.

Die Verlobung war immer noch nicht offiziell, und von Klaus' Bekannten wußten nur wenige davon. Aber der Justizrath, der gestern dagewesen war, hatte Klaus gebeten, die Anzeigen nunmehr in den nächsten Tagen versenden zu dürfen, denn allmählig fing die Sache doch an, etwas lächerlich zu werden.

Der entscheidende Entschluß mußte also nun endlich gefaßt werden, und die Geheimrätthin saß an Klaus' Schreibtisch, um den großen Brief, der seit drei Wochen hätte geschrieben sein sollen, zu entwerfen. Aber es dauerte lange, ehe die Verbündeten dieses ungemein schwierige Schriftstück halbwegs zustande brachten. Denn was mußte dasselbe nicht alles enthalten! Den höchsten Zartinn gepaart mit ernster Entschlossenheit; die Lebensweisheit eines seines hohen Standes traurig bewußten Mannes und daneben die trostlose Verzweiflung, die ihr eigenes Todesurtheil schreibt. „Schreiben muß!“ Entschlich war dabei die Geschmacklosigkeit der Geheimrätthin, die beständig Zitate einfluchten wollte: „Behält Dich Gott, es hat nicht sollen sein.“ „wenn sich zwei Herzen scheiden,“ „es ist bestimmt in Gottes Rath“ u. s. w. Sie wurde dabei förmlich weich, und nur Klaus' größter Energie gelang es, diese Art von Trennungspoesie aus dem Konzept zu streichen.

Der Bursche wurde hinunter geschickt, um extrafeines Briefpapier zu kaufen, und über dem Zimmer lag eine merkwürdige Stimmung — vielleicht doch ein wenig Scham und das Gefühl, daß hier eigentlich etwas recht Trauriges und Häßliches geschehe.

Klaus schrieb das Konzept sauber ab, zu sauber. Das Ganze hatte keinen Stil und die korrekte Form harmonirte

nicht recht mit dem stellenweis rührenden Inhalte. Als aber alles fertig war und der Briefbogen in das Kouvert sollte und Klaus ihn vorher noch einmal durchlas, da stieß diesen jungen Mann der Bock derart, daß ganze Thränenströme hervorbrachen und die Geheimrätthin von diesem aufrichtigen Schmerz angesteckt wurde. So weinten Mutter und Sohn lange Zeit, und erst langsam versiegten ihre Thränen. Die Geheimrätthin nahm Hut und Mantel, trug dem Burschen auf, Klaus ins Bett zu bringen und ihm Kamillenthee zu kochen, klebte auf den Brief eine Marke und nahm Abschied. Als sie an den Briefkasten kam und der letzte entscheidende Schritt geschah, wurde ihr zum erstenmal die feste Hand ein wenig unsicher.

Langsam schob sich der Brief in das breite Maul des Kastens, dann ließen Zeigefinger und Daumen der Geheimrätthin los, und er polsterte hinunter. Bald kamen noch andre hinzu, und als nach einer Stunde der Abholer kam, lag Klaus' Brief in fürchterlicher Enge. Wie viele Hoffnungen, tröstende, mitleidige Worte, wie viele Lügen und schlimme Bosheit birgt solch ein vollgepfropfter Briefkasten! Den Extrakt aus klugen und einsfältigen, guten und schlechten Gemüthern, fast ist er selbst einem menschlichen Herzen vergleichbar. Solche Kästen giebt es in der Stadt viele hundert, in der Welt viele tausend, sie werden immer gefüllt.

Klaus saß nun allein, trank den Kamillenthee und legte sich schlafen. Aber der fromme Beruhigungstrank war heute ohne alle Wirkung. Drüber auf dem Schreibtisch stand in prächtigem Rahmen das wohlgetroffene Bild Eva's, das die Geheimrätthin mitzunehmen oder ins Feuer zu werfen vergessen hatte. Der Lieutenant stand auf und holte es zu sich. Heute sah er nicht mehr den schneeweißen Nacken und das prächtige Ballkleid, das die schöne Gestalt umschloß, er sah nur Eva's Gesicht. Und in diesem Gesicht nicht den süßen Mund, der ihn so verzehrend heiß geküßt hatte, sondern nur die großen Augen, die ihn traurig anschauten — erst weich traurig, dann immer starrer, wie Pfeile.

Er zerriß das Bild. Seine glühende Liebesleidenschaft war in dem Zimmerarrest und den angstvollen Zukunftsorgen dieser Wochen versunken, und nur die Scham war geblieben. Er überlegte noch lange hin und her, namentlich was die Welt dazu sagen würde. Eigentlich war die Sache ja nicht so schlimm. Jedes Herz kann sich einmal irren, und sieht jemand seine Dummheit rechtzeitig ein, so ist die Ehre gerettet. Schließlich stellte er sich Eva vor, wie die weinen würde, so viel, um ihn. Da kamen auch ihm noch einmal die Thränen, und wie ein armes Kind, das halb zu Tode gequält ist von den Folgen eines thörichten Streichs, schlief der gute Lieutenant ein.

## VII

Der Justizrath war seit einigen Tagen in seinen Schützling komplett verliebt. Er ließ mit der Sachkenntniß des Anwalts alle Gründe ins Treffen marschiren, die als Medizin gegen diese Leidenschaft hätten wirken müssen: seine sieben- undvierzig Jahre, die Würde des Beschützers, der das Mädchen gerettet hat, seine beiden Kinder, die über diese Liebesleidenschaft nicht sehr erfreut sein würden, dann den Lieutenant, der seinem künftigen Schwiegervater gleichsam ein Memento gegen unfeine Beziehungen bedeutete, und mehr dergleichen Warnerstimmen. Aber die Thür that sich auf, und das niedliche, runde Ding machte hereinhüpfend alle Segenmedizin sofort unwirksam. Sie war neuerdings fleißig und wünschte eine gebildete Dame zu werden, verfertigte kleine deutsche Aufsätze über das Wetter, über den letzten Weihnachtsmarkt u. s. w. und ließ diese von dem Justizrath korrigiren. Sie trug ein ganz reizendes blauweißes Kleid, das ihr etwas zu eng war, und sie lehnte nun neben ihrem Beschützer am Schreibtische und verfolgte mit artiger Aufmerksamkeit dessen Korrekturen. Unter solchen Umständen ist es ein schlecht Ding, die Feinheiten in der Schilderung eines Weihnachtsmarktes zu empfinden; der Anwalt korrigirte nur ganz mechanisch Interpunktion und Orthographie, und wenn er auf die Fehler hinwies und das Mädchen sich dicht zu ihm neigte, begann der Weihnachtsmarkt vor ihm zu tanzen. Einige Zeit lang kämpfte er noch mit sich, dann nahm er eine väterliche Miene an und legte seinen Arm sanft um des Mädchens Taille. Fräulein Neunchen hatte gegen diese Artig-

feit natürlich nichts einzuwenden, aber sie war doch klug genug, zu bemerken, daß der gute Justizrath anfing, Unsinn zu reden. Er sprach verworrenes Zeug über den Weihnachtsmarkt, und wie man keine Bude dabei zu erwähnen vergesse dürfe, zum Beispiel die Spielwarenhändler, die Pfefferkuchenfrauen u. s. w. Dann müsse es vielleicht schneien und der ganze Schloßplatz weiß aussehen. Allmählig gewann er seine Fassung wieder und redete mehr zusammenhängend. Der jamose Anwalt kam in ihm zum Durchbruch, der Arm löste sich von Nennchens Taille, und ein farbenprächtiges Weihnachtsmarktgemälde wurde entwickelt.

Als er dann aber auf die kleinen Kinder zu sprechen kam, die an den Buben umherlaufen, frierend und entzückt, hungrig und glücklich, da ruckts seine Darstellung geradezu ins Poetische, und das wackere Nennchen sah ihr Konterfei von einst so prächtig getroffen, daß sie von der innigsten Nührung erfaßt wurde.

Und plötzlich gab sie dem Justizrath einen Kuß.

Sie war ganz aufgelöst in Bewegtheit und lag schluchzend in seinen Armen.

Vielleicht machte der Anwalt in diesem Augenblick das thörichteste Gesicht seines Lebens. Der gerührte Poet, der väterliche Beschützer und der Verehrer weiblicher Anmuth kämpften nicht gerade in ihm, aber sie standen sich alle drei verblüfft gegenüber, bis naturgemäß der letztere die beiden anderen in die Flucht jagte. Er richtete ihr immer noch gerührtes Gesichtchen empor und gab ihr den liebevollen Kuß zurück.

Seltfam, wie in solchen wenigen Sekunden Gedanken sich blühschnell jagen und wie diese bei den beteiligten Parteien so außerordentlich verschieden sind!

Der Justizrath addirte und summirte, zog 17 Jahre ab von 47, von 60, von 65, von 70, berechnete seinen Geburtstag und kam mit der fabelhaften Geschwindigkeit eines Rechenkünstlers zu dem Resultat, daß er ein Mann in den besten Jahren sei. Nennchen dachte an die Küsse in der Küche und den mageren Photographengehilfen, der jetzt in diesem wunderbaren Moment wie ein Schemen verblasste. Eine ganze Rosenwolke von künftigen Glück und herrlicher Erwartung umflog sie, und wie die Mädchen immer zuerst ans Heirathen denken, so kam auch ihr dieser schöne Gedanke aus weiter Ferne schnelligst näher. — — (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Gefiederte Wintergäste.

Wenn die Gewässer vom Eis überspannt und die Fluren vom Schnee bedeckt sind, dann erscheinen bei uns gefiederte Gäste, die, wie die abgezogenen Sänger im Süden, in unseren Breiten ihren Wohnsitz aufschlagen. Sie stammen aus dem Norden, von wo sie die Unwirtlichkeit der Natur vertreibt, während bei uns die Witterungsverhältnisse noch günstig genug sind, um sie den Kampf ums Dasein bestehen zu lassen. Zwar bieten sie keinen vollen Ersatz für die südwärts gewanderten Schaaren, aber sie helfen doch das winterliche Landschaftsbild bereichern und beleben.

Am häufigsten stellen sich von den gefiederten Wintergästen die Leinsinken ein; kleine muntere zeisigartige Vögel, die in ihrer nördlichen Heimath die Birkenwälder bewohnen. Im allgemeinen ähneln sie unseren Hänflingen, nur mit dem Unterschied, daß an Oberbrust, Kehle, Stirn und Scheitel eine schöne karminrothe Färbung austritt. Auch bei uns bevorzugen sie die zierlichen Dinger Birkenbestände. In größeren Schwärmen vergesellschaftet, gehen sie hier eifrig der Nahrungssuche nach. Lebhaft klettern sie umher, wiegen sich an den faden dünnen Zweigen und klaben in allen möglichen Stellungen den Samen aus den Fruchtklähchen heraus. Erscheint ihnen ein Gegenstand verdächtig, dann erschallt ein lautes „Tschett — Tschett!“, und der Schwarm flieht davon. Das geschäftige Treiben der rotzköpfigen Gesellschaft gewährt im Sonnenschein einen prächtigen Anblick. Die Leinsinken gehören zu den am leichtesten zu fangenden Vögeln, doch sind sie gegen unsere sommerliche Wärme äußerst empfindlich.

Ebenso regelmäßig wandert der Seidenschwanz ein, doch ist er in strengen Wintern zahlreicher, in milden Wintern seltener. Er erreicht nicht ganz die Größe der Singdrossel. Die Oberseite ist bräunlich, Kehle, Zügel und Augenstreifen sind schwarz. Die ersten langen Schwanzfedern sind schwarz und roth gespitzt, während die zweiten kürzeren braun und gelb gespitzt sind. Ebenfalls gelb gespitzt sind die schwarzen Schwanzfedern. Nur vereinzelt erscheinen bei uns die Basurmeisen, die etwas schlanker und fast ebenso groß wie unsere Rohrmeisen sind. Oberseite und Schwingen sind grau, die Schwanzfedern blau und die Flügel weiß gebändert. Die Unterseite ist weiß mit einem bläulichen Anfluge und die Brust weist einen blaugrauen Längsstreifen auf. Der Oberkopf ist weiß und zeigt schwarze Zügel und Augenstreifen.

Besonders farbenprächtig ist unter den nordischen Gästen der Karmingimpel. Von der Größe des Hänflings, ist er, wie schon sein Name besagt, überwiegend karminroth gefärbt, die Schwanz-

federn sind dunkelbraun und gelblich, die Schwanzfedern mehr grau-braun und heller gefäumt. Unmittelbar nach seiner Ankunft vernimmt man seinen ungemein anziehenden, wechselfreudigen und klavolollen Gesang, der zwar an den Schlag des Stieglitzes, Hänflings und Kanarienvogels erinnert, aber doch so eigenartig ist, daß man ihn mit dem keines anderen Finken verwechseln kann. Dieser Gesang ist ebenso reichhaltig, wie wohlklingend, ebenso sanft wie lieblich. In Kamtschatka, wo er heimisch ist, hat man seinem Liede sinnerreich einen russischen Text untergelegt: Tschewitscha widal! Ich habe die Tschewitscha gesehen! „Tschewitscha“ heißt aber die größte der dortigen Lachsarten, der geschätzteste von allen Fischen des Landes und somit das vornehmste Nahrungsmittel der Bewohner. Die Tschewitscha kommt ungefähr zu gleicher Zeit mit dem Karmingimpel in Kamtschatka an. Sein Gesang wird deshalb so gebetet, als ob er die Ankunft des Lachses verkündet, und der Karmingimpel ist sonach in einem Lande, dessen Bewohner sich hauptsächlich von Fischen ernähren, nicht nur der Verkünder der schönsten Jahreszeit, sondern auch des sie begleitenden Erntesegens. In den deutschen Ostsee-Provinzen stellt sich dann zuweilen noch der Hackengimpel ein, der, ebenfalls vorherrschend roth gefärbt, etwas größer wie der Kreuzschnabel ist und mit diesem in seinem Wesen viel Aehnlichkeit zeigt. Sein Gesang setzt sich aus Flötentönen zusammen und ist äußerst wirkungsvoll.

Zahlreich vertreten sind an den offenen Stromstellen und den mit Eeen verbundenen Brüchen die Schwimmvögel. Hier tummeln sich die Stockenten und gehen eifrig dem Fischfange nach, sorgsam bewacht von dem Erpel, der mit seinem goldgrünen Kopf, der weißen Halsbinde, den geträufelten Federn über dem Schwanz und den schönen Spiegeln auf den Flügeln sich seiner Würde als Familienoberhaupt wohl bewußt ist. So oft er von seinen Tauchversuchen an die Oberfläche zurückgekehrt ist, hält er vorsichtig Umschau, ob keine Gefahr droht. Zu ihnen gesellen sich Reiher-, Schell-, Eis- und Bergenten für kürzere oder längere Zeit. Auch Lappentaucher sind vereinzelt anzutreffen, die einen spasshaften Anblick gewähren, wenn sie possirlich auf dem Eise fast aufrecht umher watscheln, obgleich ihnen als Stütze der Schwanz fehlt. Kreisend fliegen von der offenen Wasserstelle die Silbermöven auf. Sie schießen etwas in die Höhe, fallen aber sogleich wieder in das Wasser ein, denn es heißt keine Zeit verlieren, da die Nahrung knapp und der Wettbewerb groß ist. Hat die eine oder andere am Rande des Eises ein Fischchen erjagt, so verräth sich der Meid der übrigen durch lärmendes Geschrei. Auch Lachmöven haben sich eingefunden, die sich an der geräuschvollen Unterhaltung lebhaft beteiligen. Singschwäne und stumme Schwäne vervollständigen die Gesellschaft. Allabendlich kommen die Baldgänse, die den Tag über die Kornäcker nach Saatförmern absuchten, unter lautem Gack, Gack! herangezogen, um in den Fluthen ein kühles Bad zu nehmen.

Auch Raubvögel fehlen als Wintergäste nicht, wenn sie auch nur vereinzelt auftreten. Selbst der Steinadler dehnt, von der Noth des Winters getrieben, seine Ausflüge bis zu uns aus. Erfahren und klug, wie er ist, vergißt er auch unter dem Drängen des Hungers die Vorsicht nicht, so daß es nur zufällig gelingt, ihn mit dem tödlichen Blei zu erledigen. Nicht ganz so selten wie die Steinadler sind die Seeadler. Dort, wo sich noch offene Stellen in der Eisdecke der Gewässer erhalten oder Fischer ein Loch eingestochen haben, wählt er seinen Aufenthalt. Gerade und aufrecht verharrt er gespannt vor dem Eisloch, um blühschnell die vorbeischwimmende Beute zu erfassen. Aber trotzdem vernachlässigt er die Obhut für sich selbst nicht. Sein scharfes Auge schweift umher, und sowie sich eine verdächtige Erscheinung zeigt, löst er die Schwingen und fliegt, kläglich dem Wasserlaufe folgend, davon. Von den Falken ziehen ebenfalls zwei Arten herbei, der kleine Steinfalke und der edle Wanderfalke. Das Jagdgebiet des ersteren bilden die Landtrappen, wo sich Gauenlerchen, Ammern und Sperlinge ansammeln, um sich aus den thierischen Abfällen kärgliche Nahrung zu suchen. Unvermuthet stürzt sich der Steinfalke auf die kleine Schaar, packt mit unfehlbarer Sicherheit sein Opfer und trägt es davon, um es zu verzehren. An Kraft und Geschicklichkeit dem Adler nicht nachstehend ist der Wanderfalke. Bald hält er vor gewissen bevorzugten Bäumen Umschau, bald steigt er jäh zum Himmel auf, bald streicht er pfeilschnell über den Boden dahin, ein gefährlicher Feind des Haarwildes, der Krähen, Dohlen und Feldtauben. Ein unliebsamer Rivale erwächst dem Wanderfalken in einem anderen räuberischen Wintergast, im Raufußbüffard. Mit Gehölzen abwechselnde Felder behagen ihm besonders, wo er auf einzeln stehenden Bäumen, Grenzsteinen und Pfählen niederhockt. Auch er steigt hoch in die Lüfte, so daß er zuweilen den Blicken entschwindet. Geht er auf Jagd aus, so gleitet er sanft schwebend dahin, und hat er ein Beutesüß erpäßt, so bleibt er unter lebhaftem Flattern über demselben stehen, bis er zielsicher auf sein Opfer herabstößt. Der Wanderfalke verachtet ihn. Hat ein Wanderfalke ein Thier geschlagen und naht sich ihm ein Raufußbüffard, so überläßt der Falke dasselbe dem Büffard ohne Kampf und streicht davon, zu stolz, um mit dem plumpen Gefellen in Berührung zu treten.

Wenn die Lüfte wieder lauer zu wehen beginnen, dann wandern unsere gefiederten Wintergäste nach Norden, wo sie als erste Frühlingboten mit derselben Freude begrüßt werden, wie die beschwingten Schaaren, die bei uns als Verkünder des nahenden Benges aus dem Süden einziehen. — U d w i g M a s s.

## Kleines Feuilleton.

— Eine Satire auf den Bureaokratismus. Der „Figaro“ erzählt: „Der Billetkontrollleur einer Station, in deren Nähe soeben ein gräßlicher Zusammenstoß zweier Züge stattgefunden hat, sieht einen Reisenden in zerrissenen Kleidern, mit bloßem Kopfe, Gesicht und Hände mit Blut bedeckt, auf sich zukommen: Bitte um Ihren Fahrchein. — Der Reisende, bestürzt: Meinen Fahrchein? — Der Kontrollleur: Ich bitte um Ihren Fahrchein. — Reisender: Zum Teufel, ich habe keinen Fahrchein. — Kontrollleur: Dann kann ich Sie nicht durchlassen. — Reisender: Sie wissen wohl nicht, daß ein fürchterliches Unglück passiert ist? — Kontrollleur: Ich weiß nur, daß Sie keinen Fahrchein haben! — Reisender: Sehen Sie sich doch einmal meine Hände, mein Gesicht an; ich wäre beinahe zerquetscht worden! — Kontrollleur: Ich bin nicht dazu da, Ihr Gesicht oder Ihre Hände anzuschauen, ich bin angestellt um Ihr Billet zu kontrolliren! Reisender: Nun ist es aber genug! Ich muß nach Hause, um mich verbinden zu lassen! — Kontrollleur: Wo ist Ihr Fahrchein? — Reisender: Kreuzhimmelschodschwerenoth, der Fahrchein ist mir bei dem Zusammenstoß abhanden gekommen. Er ist mir wahrscheinlich weggeschleudert worden, wie mein Hut! Weiß ich's? — Kontrollleur: Wenn man ein Billet hat, so behält man es! — Reisender: Die beiden Züge sind auf einander gerannt, sagte man ihnen doch! Es hat einen fürchterlichen Stoß gegeben! — Kontrollleur: Als der Stoß kam, hätten Sie an Ihren Fahrchein denken müssen. Ein Reisender muß immer an seinen Fahrchein denken, selbst im Falle eines Eisenbahnunglücks. Ich kann Sie ohne Fahrchein nicht durchlassen, kommen Sie mit zum Inspektor! (Er führt den Reisenden in das Bureau.) —

— Stockreiche für Majestätsbeleidigungen. Der „Pester Lloyd“ veröffentlicht das Tagebuch, das der ungarische Staatsmann Baron Nicolaus Waj während seiner fünfwöchentlichen Gast in Pester Neugebäude 1852 geführt hat. Zu bemerken ist, daß in jener Zeit die blutige Härte, mit der nach Niederwerfung der Revolution das Nachwerk in Ungarn vollführt worden, bereits einer „mildereren“ Praxis gewichen war. Wir sehen eine Notiz des Tagebuches hierher: 23. August: Die unangenehmste Seite meiner Wohnung besteht darin, daß man vor derselben die Stockreiche austheilt. Es vergeht kaum ein Tag, ohne daß die anständigsten Menschen 12, 25, 30 Hiebe bekommen würden. Eine schreckliche Sache. Heute wurden zwei Brüder, ein Glaser und ein Schneidermeister, bestraft. Es war herzerreißend. Wir schließen die Fenster, wenn die gottlosen Peinigungen ihren Anfang nehmen, allein die Wehrufe der Unglücklichen dringen doch an unser Ohr. Fast Alle erhalten wegen Majestätsbeleidigung zweifeln Grades, das heißt wegen Beschimpfung des Kaisers diese Strafe. Ich gesthe es ein, ich habe die Schilderungen des Publikums über die Peinigungen im Neugebäude für ein Märchen gehalten. Jetzt kann ich mir aber darüber tagtäglich Gewissheit verschaffen. —

— Einst und jetzt im Pharaonenlande. Am oberen Nil hat man, wie der Londoner Egyptologe Flinders Petri soeben mittheilt, in der Nähe der Steinbrüche von Elfisch, welche die Bausteine für die Pyramiden lieferten, uralte Kulturstätten der Menschheit entdeckt. Der englische Professor fand Werkzeuge aus Feuerstein, Waffen mit Feuersteinspitzen, Schüsseln und anderes, Dinge, die ein Menschenstamm einst benutzt hat. Jene Leute, deren Spuren die Zeit und der Wüstenfand für immer verweht hat, hatten schon künstlerische Triebe. Auf den harten Steinflächen der Abhänge findet man Zeichnungen, die sogar eine höhere Gesittung verrathen. Auf einer der in den Felsen eingeritzten Zeichnungen sieht man einen Mann mit einem Stecken einen Ochsen um ein Schöpfwerk treiben, ein anderes Bild ist ein langgestrecktes Schiff mit aufgespanntem Segel; dann sieht man ein Kameel, Boote ohne Segel mit Rudern, eine Kuh, von einem Manne getrieben. Wesschwunden ist jede Kunde von den Leuten, die dort einst haften. Und nach tausenden von Jahren kam für die Steinbrüche eine andere Zeit. Die Pharaonen von Ober- und Unter-Egypten schickten ihre Sklaven hinaus, um Steine zu brechen für die Pyramiden, unter denen sie ihren Todesschlaf halten wollten, für die Obelisten, welche ihren Ruhm der Nachwelt verklären sollten. Hier, wo heute ein Felsen, ein schnellflüßiger Wüstenschuch, haust, haben viele Tausende gearbeitet, angetrieben von der Peitsche der Aufseher. Noch sieht man, ausgehauen aus dem harten Sandstein, die kleinen Tempel, wo sie die Gottheiten verehrten: Isis und Osiris, den Vogel Ibis, den Stier Apis und den Hundegott Anubis. Hier lebten und starben sie, ausgehernert von der Frohnarbeit und der Wüstengluth. Noch stehen die Pyramiden und leuchten und glänzen in der afrikanischen Sonne, noch künden die Obelisten und die Säulenhallen der Tempel den Ruhm der Pharaonen — aber die Namen der Bauleute sind dahin wie jene ihrer Vorfahren aus der Urzeit. Heute tönt vom Nilflusse herüber das taktmäßige Rufen der Arbeiter, welche die Eisenbahn nach Assuan bauen, und am steinigem Ufer wimmelt es von geschäftigen Menschen, die sich beeifern, einen Eisenweg zu schaffen mitten hinein in das Land der wandernden Söhne des Cham, die dieses Land einst von den Vätern erben, das heute die Habgier anderer Menschen erringen will. Der sinkende Tag vernimmt das singende Abendgebet der Araber und die einlönigen Dudelien der Neger. Mitten hinein erkönt gellend der Pfiff der Lokomotive und das laute Kommando der Offiziere. Das Zeitrad hat wieder einen Umschwung gethan. Und nach weiteren zehntausend Jahren? —

## Literarisches.

— In einer Preisbewerbung, die das „Deutsche Dichterheim“ in Wien veranstaltet hat, waren im ganzen 125 Gedichte eingelaufen. Den ersten Preis (500 M.) erhielt Anton Lindner in Wien für sein Gedicht „Der Ton vom Tode“. Der zweite Preis (250 M.) wurde Richard Dehmel in Berlin-Pankow für sein Gedicht „Nach einem Regen“ zuerkannt. Der dritte Preis (150 M.) wurde Kurt Geucke in Walldorf (bei Eiban in Sachsen) für sein Gedicht „Das Kummerhüchlein“ zu gesprochen. —

## Kunst.

c. o. Der geniale englische Lithograph James Linton ist im Alter von 85 Jahren in New Haven, Connecticut, gestorben. Linton wurde zuerst durch seine trefflichen Illustrationen in der „London Illustrated News“ in weiten Kreisen bekannt. Im Jahre 1851 gründete er den „London Leader.“ Bei der Chartisten-Bewegung in den 40er Jahren war er einer der Führer und wirkte mit Stift und Feder für die Sache der Reform. Seine politische Thätigkeit brachte ihn in Verührung mit Mazzini, Garibaldi, Louis Blanc und anderen Republikanern. Im Jahre 1867 kam Linton nach den Vereinigten Staaten und gründete in New Haven eine lithographische Anstalt. Unter seinen Werken befindet sich eine illustrierte „Geschichte der Holzschnidekunst.“ —

## Archäologisches.

— In der von der Gesellschaft für Alterthumsforschung veröffentlichten Zeitschrift „Archäologia“ befindet sich ein Artikel über die Urgeschichte von Japan von W. Gowland, der einen interessanten Bericht über alte Gräber jenes Landes enthält, die er an Ort und Stelle untersucht hat. Das Alter dieser japanischen Grabmäler läßt sich mit ziemlicher Genauigkeit festsetzen. Die frühesten stammen ungefähr aus dem dritten Jahrhundert vor Christi Geburt, die spätesten sind aus dem siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. In manchen wichtigen Punkten stimmen diese Grabdenkmäler mit ähnlichen Monumenten überein, die in Westeuropa gefunden werden, und die in England und Schottland unter verschiedenen Namen, als „barrows“, „cromlechs cairns“ und in Irland als „dolmens“ bekannt sind. In Japan sind nach Gowland's Darstellung die frühesten Grabhügel ohne sogenannte Dolmen (Steine). Die Steine sind, wenn sie vorkommen, immer bedeckt, und ihre Ähnlichkeit mit den Denkmälern Europa's, des westlichen Asiens und Nordafrika's ist überraschend. Die japanische Arbeit weist größere künstlerische Vollendung auf als die westasiatische. Ueber die in den Grabmälern gefundenen Gegenstände meldet der Verfasser folgendes: Die Körper liegen gewöhnlich in der Richtung vom Norden zum Süden. Die mit ihnen begrabenen Waffen sind meist aus Bronze, einige aus Eisen. Die Zierrathen sind gewöhnlich aus Stein, Metall oder Glas. Glasperlen sind zahlreich. Auch Töpferwaaren kommen vor. —

(„Voss. Stg.“)

## Volkskunde.

— Das Vielliebcheneffen, ein Brauch, der vom Rhein nach Ostdeutschland gekommen ist, stand anfangs in naher Beziehung zu der normannisch-englischen Sitte des Valentinstages, der am 14. Februar gefeiert wird, später aber wurde es eine Neujahrssitte. Wie in England das am Valentinstage erwählte Paar sich Valentin und Valentine nennt, so wurden früher am Rhein und an der Mosel am Sonntag Inocavit die Mädchen den jungen Burschen als „Liebchen“ oder Vielliebchen“ zugetheilt. Gesiel dem Burschen das Mädchen, so hatte er das Recht, am folgenden Sonntag zu ihm zu gehen, um die „Brehel zu brechen“, oder er brachte wohl ein kleines Geschenk mit, und je nach Gefallen nannten die beiden sich längere oder kürzere Zeit gegenseitig Vielliebchen. Zu Ende des 18. Jahrhunderts wurde am Rhein der Brauch polizeilich verboten; später nahmen ihn dann die „feineren Kreise“ wieder auf; und heute ist man Vielliebchen, wenn es sich gerade so schickt, und man Lust dazu hat. —

## Aus dem Thierleben.

— Gezügte Kolibris. Die herrschende Ansicht, daß sich Kolibris garnicht in der Gefangenschaft halten lassen, wird, wie Charles Fredericq Holder in einem längeren Artikel des „Scientific American“ darlegt, durch zahlreiche Fälle widerlegt, in denen diese reizenden Vögel in Amerika längere Zeit in Gefangenschaft gehalten werden konnten. Er selbst nahm in Süd-Kalifornien ein Nest mit jungen, ziemlich erzogenen Kolibris, deren Mutter im Garten auf einem Sonnenblumenstamm ihr Nest gebant hatte und sich ruhig beim Brüten photographiren ließ, ins Haus, und die Jungen wurden bald so dreist, daß sie auf den Ruf herbeikamen und sich mit dickem Zuckerfart füttern ließen. Am Morgen weckten sie, um Futter bettelnd, ihren noch schlafenden Pfleger, indem sie sich auf sein Gesicht oder seine Hände setzten und scharfe metallische Töne ausstießen. Sie wurden aus der Hand gefüttert und flogen hinter den Damen des Hauses her; beim Frühstück schwebten sie beständig über dem Frühstückstisch. Aeltere Besucher von Taylor's Restaurant zu Broadway, sagt Holder, werden sich der zahmen Kolibris im Doppelfenster desselben erinnern, die stets zahlreiche Bewunderer anlockten. Der deutsche Wirth ernährte sie mit süßem Wasser, welches in farbige Glasblumen gefüllt war, woraus sie es direkt entnahmen.

In naturwissenschaftlichen Schriften wird wohl mit Recht behauptet, daß die Kolibris hauptsächlich den Insekten nachstellen, die honigsaugend an den Blumen beschäftigt seien. Solcher kann wenigstens von dem kalifornischen Rothgurgel-Kolibri versichern, daß er nicht ohne kleine Insektenpeise leben kann. Die Vögel erjagten sich am Fenster kleine Fliegen und Spinnen; der Blumenmelkar, den sie im übrigen sehr lieben, bildet wohl eigentlich nur ihren Trank. — („Prometheus.“)

**Aus dem Alterthum.**

— Papyrusfunde. Der noch zu Ende des vergangenen Jahres von der „Egypt. Exploration Fund“ veröffentlichte ausführliche Bericht über die im Jahre 1896/97 in Egypten gemachten großartigen Papyrusfunde giebt einen Begriff von der Bedeutung der Funde. Es wurden nicht weniger als 300 literarische Fragmente und 2000 große Schriftstücke geschäftlichen Inhalts gefunden. Unter den literarischen Bruchstücken gehört die Hälfte Homer an, die übrigen Plato, Xenophon, Thucydides, Sokrates, Demosthenes, 30 lateinische Papyrus, auch ein Bruchstück aus Vergil. Die große Mehrzahl der Papyrus wurde unter dem Urath aller Städte unter dem „alten Papier“ gefunden, so 61 Körbe voll Akten aus byzantinischer Zeit in Behnesa an einer einzigen Stelle. Professor Hinders Petri hat ferner bei seiner Untersuchung der Akropole von Deshasch bei Ghues in Mittelegypten neben Gräbern der fünften Dynastie mit Särgen und Statuen auch ein Felsengrab mit der Darstellung eines Krieges zwischen Egyptern und Barbaren entdeckt; es ist dies das älteste bekannte Kampfbild der Egypter. —

**Meteorologisches.**

— Gewitter und Regen auf der Erde. Das Observatorium in Odeffa theilt auf grund gemachter Wahrnehmungen und erhaltener Berichte die Erde in fünf Zonen ein, über welchen Gewitter und Regen sehr verschieden vertheilt sind. In der zu beiden Seiten des Aequators 20—25 Grad nördlich und südlich liegenden Zone treten die elektrischen Erscheinungen in der Luft am öftesten auf, und diese Zone deckt sich so ziemlich mit der regenreichsten Zone; man kann hier im Durchschnitt auf 100 Gewittertage im Jahre rechnen. Jenseits dieser Zone wird die Häufigkeit der Gewitter immer geringer, und in den gemäßigten Himmelsstrichen geht die Zahl der Gewittertage nicht leicht über 30 das Jahr hinaus. Nördlich und südlich von dieser Zone liegt dann je eine solche, wo Gewitter nicht aufstreten und wo es auch nicht regnet; hierher gehören Finland, Island, das nördliche Sibirien, das östliche Turkestan, Novajasemlja und die arktischen Länder. —

**Technisches.**

ie. Die ersten Versuchsfahrten auf der elektrischen Bahn auf dem Gernergrat sind nach „Electrician“ in der Weihnachtswoche vor sich gegangen. Die vollendete Strecke ist freilich erst 1800 Meter lang mit einer durchschnittlichen Steigung von 12 pCt. Die Fahrten fielen völlig zufriedenstellend aus, indem die elektrische Lokomotive sowohl den Aufstieg wie den Abstieg ohne die geringste Schwierigkeit und mit gleichbleibender Geschwindigkeit überwand, auch das Anhalten an der steilsten Stelle bei voller Belastung geschah mit großer Leichtigkeit. Die Kraft für den elektrischen Betrieb wird von dem Findelbach bezogen, dessen Wasser 4 Turbinen von je 250 Pferdestärken treibt. Die Gesamtlänge der Bahn wird bekanntlich 9,8 Kilometer betragen, die äußerste Steigung 20 pCt., also etwas weniger als bei der Pilatusbahn. —

— Die Lebensdauer der Lokomotiven. In der letzten Zeit hört man verhältnismäßig viel häufiger von Explosionen an Lokomotiven, die entweder irgend eine Leitung oder auch den ganzen Kessel betreffen. Das liegt einerseits an der bedeutenden Vermehrung des Materials, dann aber auch an seiner viel stärkeren Inanspruchnahme, ganz abgesehen davon, daß heute ein höherer Dampfdruck — bis zu zwölf Atmosphären und noch mehr — eingeführt ist. Auf grund von Untersuchungen, die man in Amerika angestellt hat, ist festgestellt, daß im Durchschnitt eine Lokomotive außer Dienst gestellt werden muß, wenn sie 500 000 englische Meilen durchfahren hat. Die Lokomotive ist dann so abgenutzt, daß sich keine Ausbesserungen mehr an derselben lohnen. Selbstverständlich müssen während ihrer Dienstzeit, die sich durchweg auf mehrere Jahrzehnte erstreckt, manche Theile erneuert werden, die stärkerer Abnutzung durch Reibung und Feuer ausgesetzt sind. So müssen im Durchschnitt die Feuerbüchsen dreimal, die Stahlbänder um die Treibräder fünf- bis sechsmal, die Federn der Treibachsen drei- bis fünfmal erneuert werden. —

**Humoristisches.**

— Eine Eulenspiegelerei hat sich an einem der letzten Sonntage in der protestantischen Kirche des Städtchens H. im Süden von Schottland zugetragen. Der Gottesdienst hatte bereits begonnen, als ein hübscher, frischer Bursche von ungefähr achtzehn Jahren die Kirche betrat und sich mit leisen, eiligen Schritten zu einer in nächster Nähe der Kanzel gelegenen Bank begab. Zum Erstaunen der Umstehenden machte der junge Mann keine Miene, sein braves Lächeln zu entblößen. Mit andächtigem Ausdrück in dem blühenden Gesicht setzte er sich nieder und legte seine fromm gefalteten Hände auf die Rücklehne der vor ihm befindlichen Bank. Ein neben ihm sitzender Herr ersuchte ihn mit höflichen Worten,

daß seine Kopfbedeckung abzunehmen — der junge Mensch that, als hörte er nichts. Der Herr wiederholte noch einmal vergeblich seine Aufforderung, und im Glauben, daß der Jüngling vielleicht taub sei, hielt er es für seine Pflicht, diesem den Hut eigenhändig vom Kopfe zu entfernen. Mit einer leisen, unauffälligen Bewegung löstete er den Nergerniß erregenden Gegenstand — da fielen zu seinem größten Entsetzen ein ganzes Schock Wallnüsse laut rasselnd auf die Steinfliesen des Fußbodens nieder. Die Blicke aller Anwesenden richteten sich vorwurfsvoll auf den Mißthäter, dessen schuld bewußte Miene ihn schon verrathen hätte, wenn sich nicht auch noch im selben Moment der junge Mann zornig zu ihm umgewandt hätte mit den Worten: „Na, sehen Sie, was Sie nun gemacht haben!“ —

— Diese Pumphosen! Ein Radfahrer stieß jüngst in einer Straße von New-York mit einem Wagen zusammen und flog in weitem Bogen auf den Bürgersteig. Ohnmächtig werdend, stülzte er das Gesicht auf die eine Hand, während er mit der anderen nach einer Hintertasche seiner Pumphosen langte. Ein Polizeiergeant fühlte in die Tasche und zog ein silbernes Kognakfläschchen heraus mit der Aufschrift: „J. J. Jones.“ — „Gehen Sie“ — so trug er einem Schutzmann auf — „nach Bonton-Av. Nr. 400 und sagen Mrs. Jones, daß Mr. Jones...“ — Der Sergeant hielt inne und zog aus der anderen Hintertasche der Pumphosen einen Handspiegel: „Sagen Sie Mr. Jones, daß Mrs. Jones...“ — In diesem Augenblick berührte ein hilfseleustender Drogist, der zur Wiedung der Lebensgeiiter unter der Nase des Verunglückten eine Feder anzünden wollte, zufällig mit dieser kühelnd die Lippen des Verunglückten. Der Radfahrer lächelte und murmelte: „Mein Charlie!“ — „Sagen Sie Mr. und Mrs. Jones, daß Miß Jones ein Unfall zu gestochen ist!“ —

**Bermischtes vom Tage.**

— In Zlmsdorf bei Gerdaun hat eine Maurersfrau im Streit ihren G.emann erschlagen. —

— Am 4. Januar legte der Direktor des Kreuzburger Lehrerseminars, Jänike, freiwillig sein Amt nieder. Einige Tage später reiste er mit seiner Gattin und seinen zwei Söhnen nach Breslau, wo sämtliche Personen den Veriuch machten, sich durch Einathmen von Gas zu tödten. Nachdem diese Absicht mißlungen war, kehrten sie nach Kreuzburg zurück. Am Sonntag wurden sämtliche Familienglieder von Markletten im Walde nahe an dem Wege, der von Lassowitz nach Kulman führt, todt aufgefunden; sie hatten alle Selbstmord mittels Revolver verübt. —

— Die Polizeibehörde von M. Gladbach hat, wie die „Köln. Ztg.“ mittheilt, diejenigen Gewerbetreibenden, die Dampfmaschinen und Rebellhörner in ihrem Betriebe benutzen, auf grund einer Regierungs-Polizeiverordnung von 1878 aufgefördert, sie bis zum 1. Februar außer Thätigkeit zu setzen. Aus der Bürgerschaft waren über den Lärm, der durch diese Reizinger verursacht wird, mehrfach Beschwerden eingegangen. —

— Der pensionirte Universitätsprofessor Tomasschek, ehemals Mitglied des Frankfurter Parlaments, ist in Wien gestorben. —

— Die Stadtverwaltung von Antwerpen hat die Steuerzahler befragt, ob es ihnen genehm wäre, 5 pCt. Zuschlag zu den Staatssteuern zu zahlen. Die Antwort soll nicht so höflich ausgefallen sein. —

— Volkszählung in Italien. Der neue italienische Handelsminister geht mit der Absicht um, im Laufe des Jahres 1898 eine allgemeine Volkszählung vornehmen zu lassen. Die letzte hat 1881 stattgefunden und ergab in den 8239 Gemeinden Italiens eine Seelenzahl von 28 459 628. Die statistischen Berechnungen der folgenden Jahre lieferten für 1894 folgende Ergebnisse: Gesamt-Einwohnerzahl 30 912 665, Bevölkerung der größten Städte: Neapel 526 797, Rom 463 786, Mailand 443 252, Turin 345 009, Palermo 280 540, Genua 220 046, Florenz 204 230, Venedig 163 886, Bologna 148 096, Messina 148 023, Catania 123 147, Livorno 104 484. Die Bevölkerungsziffer Roms wird gegenwärtig auf ungefähr 480 000 geschätzt. —

e. e. 35 Portionen Beefsteak soll der „Tammany“ Kapitän Saunders in New-York bei einer von dem neugewählten Assembly-Mitgliede Hachemeister veranstalteten Gasterei in zwei Stunden aufgegessen haben. Alle Tammany-Leute essen gern Beefsteak, besonders seit dem bekannt wurde, daß der neue Mayor Van Wyck es darin zu einer geradezu unheimlichen Virtuosität gebracht hat. Deshalb ließ Hachemeister für seine 200 Gäste auch 800 Pfund Beef und 800 Pfund Koteletten auftragen, und alles wurde radikal vertilgt, so daß auf jeden Mann 7 Pfund Fleisch kamen. —

— Am 15. Januar soll von Winipeg aus auf dem Landwege quer durch das nordwestliche Kanada ein Rettungszug nach den Goldfeldern von Klondyke abgehen. Die Kosten des Unternehmens tragen zu zwei Dritteln die Vereinigten Staaten und zu einem Drittel Kanada. Voraussetzung ist jedoch, daß bis zum bezeichneten Termin die aus Norwegen bestellten Rennthiere in Kanada eintreffen. —